



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Erinnerungs aus alter Zeit.

Die verschiedenen Volksstämme, Religionen und Kasten zählen in Indien nach vielen Tausenden. Doch während die Volksstämme in Indien meist scharf um-

finden. Unter die Letzten werden wohl die Brahmanen gehören. —

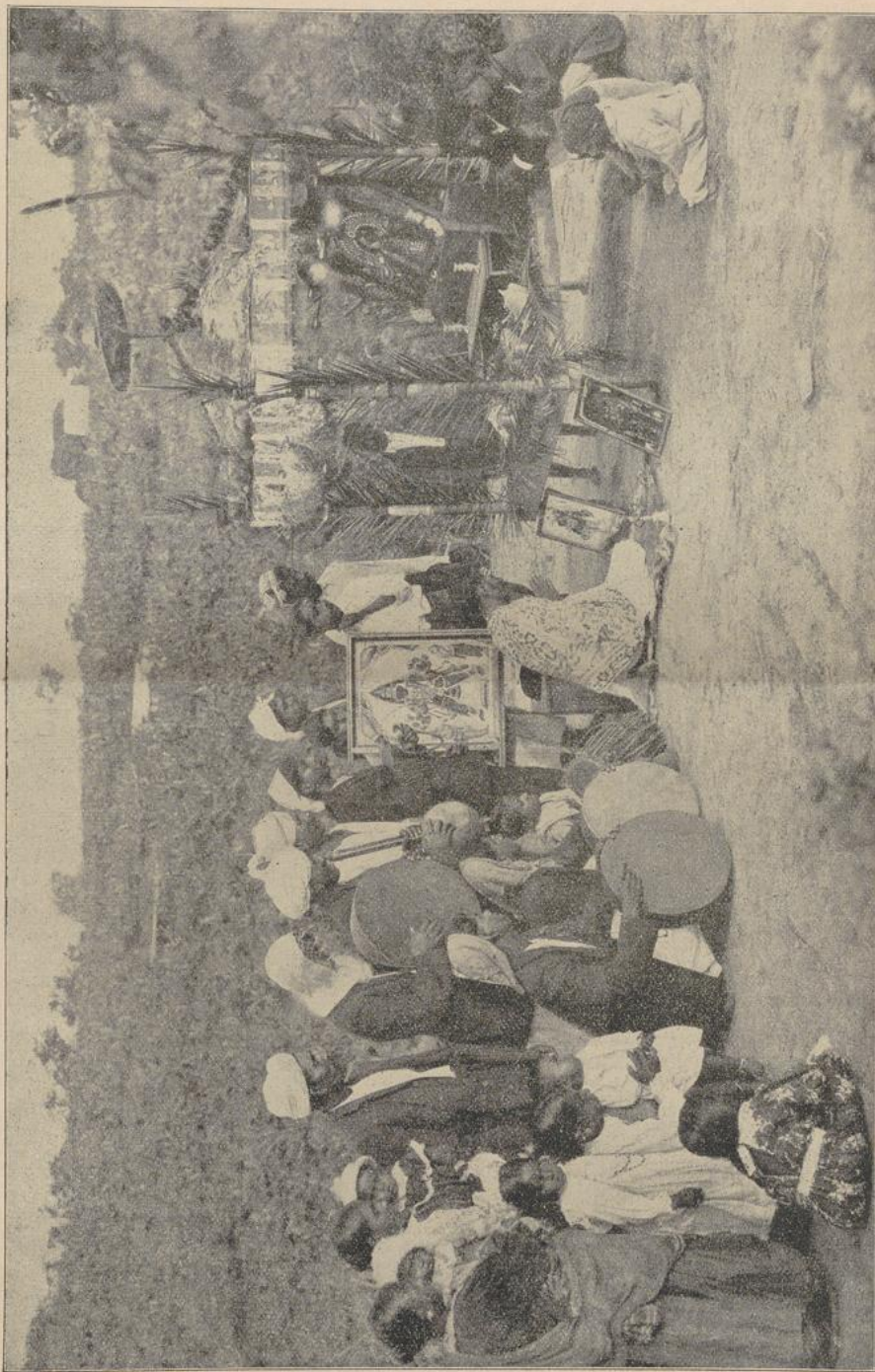
(Fortsetzung folgt.)

grenzte Bezirke bilden, sind in Natal, resp. Kooi Koppes viele dieser Verschiedenheiten auf eine kleine Erdscholle zusammengedrängt.

Welch ein Wirwar! Dazu kommt, daß die Hindus, ein wesentlich religiöses Volk, sich mit hartnäckiger Zähigkeit an die mehr als dreieinhalb Jahrtausende alte und daher ehrwürdige Religion ihrer Väter klammern. Welche Schwierigkeiten für den Missionar! Dazu kommt, daß jeder Hindu, der den christlichen Glauben annimmt, aus der Kaste gestossen wird. Wenn es jedoch gelungen ist, in Indien anderthalb Millionen Hindus zum katholischen Glauben zu bekehren, so wollen auch wir nicht verzweifeln, das

Kastenwesen, dieses Haupthindernis für die Christianisierung, zu überwinden. Rettung von diesem sozialen Joche wird endlich kommen durch Ausbreitung guter Schulen, durch den stillen Einfluß der überlegenen europäischen Kultur, durch Eisenbahnen und Verkehr und andere nivellierenden Einflüsse. Der französische Missionar Dubois bekennt, „er habe in seinem ganzen, der Bekehrung der Indier gewidmeten Leben gegen 250 Hindus bekehrt. Von diesen waren zwei Drittel Paria

(d. h. aus den Kasten verstoßene) oder Bettler, der Rest waren Sudras (Bedientenkaste) und Bummier.“ Es geht wie von apostolischen Zeiten her: Die Armen und Elenden, die Krüppel und Lahmen werden meist als die ersten zum himmlischen Hochzeitsmahle sich ein-



Ein Missionar bei Kooi Koppes hält seinen höchsten Gottesdienst ab.

Eine Erinnerung aus alter Zeit.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Man denkt immer gern an all das zurück, was einem im Leben schon begegnet ist; der eine macht diese, der andere jene Erfahrung, und so geht es auch in Afrika.

Und wenn man so zurückdenkt, dann wird es einem klar, daß man gar oft in Gottes Schutz gewesen ist. Wenn dem nicht so gewesen, so würde man längst nicht mehr unter den Lebenden weilen. Jeder Mensch könnte wie der heilige Paulus eine ganze Litanei von Gottes Tugungen in seinem Leben angeben. So und nicht anders ist es im Missionsleben, zumal in Afrika. Rechnet man all die Fälle zusammen, die man bei den verschiedenen Ritten gemacht hat, so wundert man sich selbst, wie das zugegangen ist. Entweder man fiel vom Pferde oder das Pferd fiel, oder der Sattel riß, oder man wurde bei Hagelwetter einige Minuten lang auf dem Gise weitergeschleift, oder das Pferd riß einem den Finger aus dem Gelenk. Gewiß hat man es dem heiligen Schutzengel zu verdanken, daß die Sache immer so gut

man sich im Regen irgendwo unterstellen kann; es ist nichts zum Unterstehen da, weil man in der Einöde nichts findet als das offene Feld und oft nicht einmal einen Baum. Aber nicht nur dieses, man kann auch nicht darauf rechnen, daß man irgendwo in einem Gasthaus einen Labetrunk bekommt; man muß froh sein, wenn man eine Quelle findet, wo man sich erfrischen kann. Ein Missionar in Afrika schätzt sich glücklich, wenn er auf der Reise genug Wasser zu trinken bekommt, und oft muß er sich mit einem Stück trockenen Brotes zufrieden stellen. Wein und Bier sind oft gar nicht zu bekommen, und man hätte auch kein Geld, um sich so etwas zu verschaffen. Man ist dabei nicht im Nachteil, denn man behält einen klaren Kopf und ein gesundes Herz. Kommt man dann an Ort und Stelle, so wird man für diesen Mangel ent-



P. Prior, Mariannhill, teilt in der Hinduschule Rooi Kopjes Preise aus.

abgelaufen ist. So ist es mir in den letzten 25 Jahren auch ergangen, und es wundert mich selbst, daß ich noch meine gesunden Glieder beisammen habe.

Vor Jahren mußte ich einmal ein ganzes Jahr lang zwei Missionsstationen zugleich versehen. Ich blieb wechselweise je eine Woche auf einer Station und hatte somit wöchentlich einen Reittweg von sieben Stunden zurückzulegen. Ich hielt auch meinen Tag regelmäßig ein, und die Leute konnten sich darauf verlassen, daß ich zur festgesetzten Zeit kam und ging. In der Winterzeit, wo es in dieser Gegend nicht regnet, war das ein Spazierritt, aber im Sommer bei Regen und Wetter war es gefährlich, weil man da die hoch angeschwollenen Bäche und Flüsse passieren mußte, wo man nicht weiß, wie tief das Wasser ist und ob man nicht vom Strom weiter fortgerissen wird. Und doch ist es mir immer gut gegangen. War das nicht ein Schutz Gottes? Unter Gottes Schutz ist gut leben! Wie oft waren die Wege, wie man sagt, unpässierbar, man mußte aber trotzdem den Weg machen, wo kein Schritt des Pferdes sicher war.

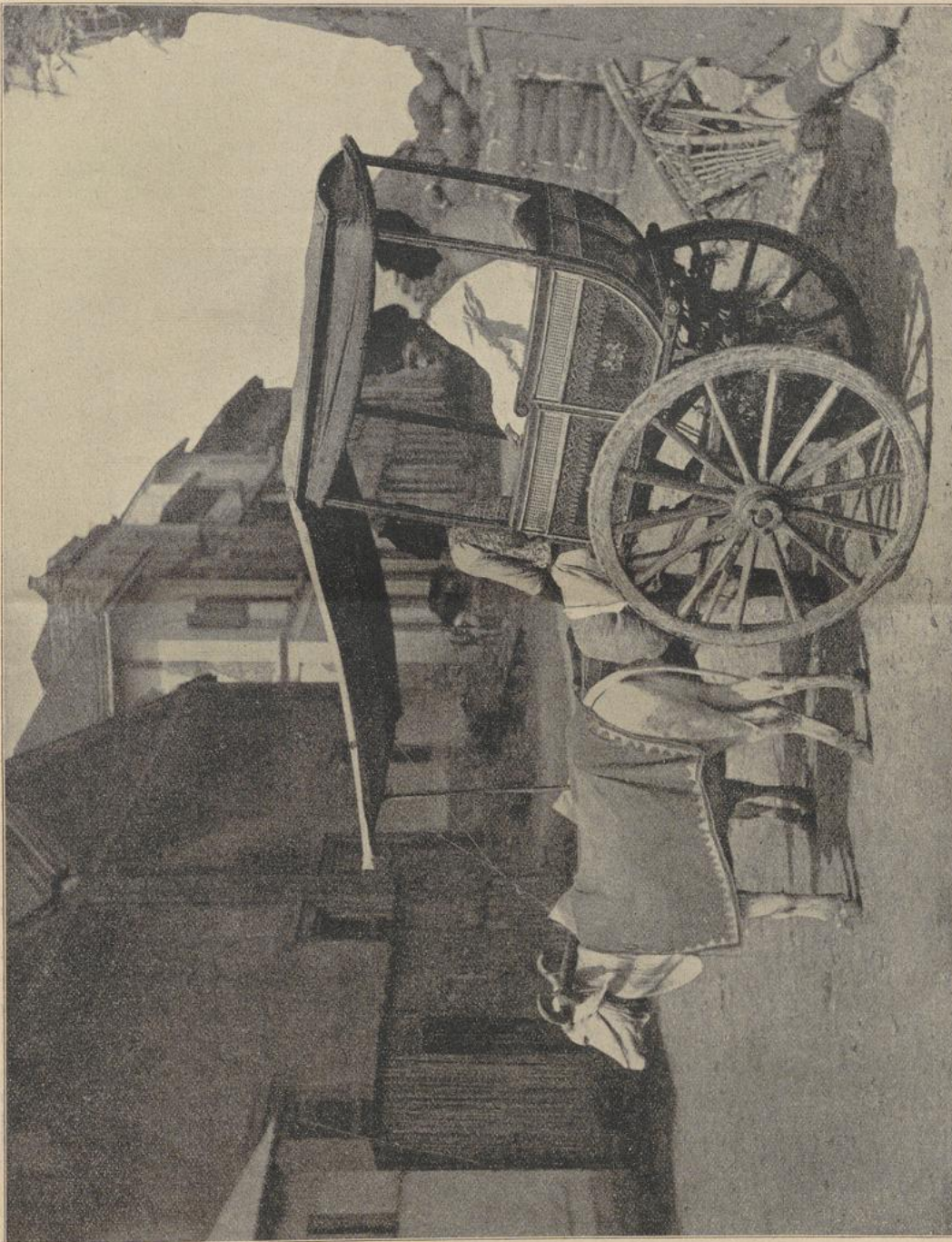
Aber noch etwas. Es ist nicht wie in Europa, wo

schädigt: man ist unter Brüdern und bekommt sein gewöhnliches Essen. Weil Natal sehr gebirgig ist, so müssen auch Hügel und Berge überstiegen werden: geht es abwärts, so steigt man gewöhnlich vom Pferde ab.

Wenn man zurückdenken wollte, so fände man Epiziden, wo man förmlich vom Tode errettet wurde. Auch ich weiß davon zu erzählen. Es war im Jahre 1897, als sowohl die Station Lourdes wie auch Emaus vom Magistrat am Umzimkulu wegen eines Aufstandes der Kaffern gewarnt wurde, mit dem Bedeuten, wir seien auf unsere Selbstverteidigung angewiesen. Am Abend desselben Tages kamen schon die ersten Flüchtlinge, d. h. benachbarte englische Farmer und ihre Familien, mit Hab und Gut auf Ochsenwagen an, um in der benachbarten Kolonie Natal Schutz zu suchen. Diese Auszüge dauerten des andern Tages fort, und während die Familien teil nach Natal, teils nach Koffstadt (dem Hauptort von Ost-Briqualand) ins Lager flüchteten, ritten andere nach Lourdes in die Nachbarstation von Emaus, um dort ein Lager zu errichten. Aber nicht bloß die Engländer, sondern auch die Kaffern trieben das Vieh weg,

um es irgendwo in den Wäldern und Schluchten zu verbergen. Am 21. Januar ging in Lourdes die ganze Brüder- und Schwesterngemeinde ins Lager. Ich war in dieser Zeit gerade Superior in Lourdes. Das war ein Laufen und Rennen den ganzen Tag! Einige Eng-

hineingetragen. Sogar die Fenster der umliegenden Gebäude wurden ausgehängt. Das war ein Durcheinander! Auch die Mannschaft und die Schwesternschaft mußten sich in der Nacht in die Kirche flüchten. Das Holz zum Kochen und die für längere Zeit notwendigen



Indisches Fuhrwerk.

länder kamen und rieten uns, wir sollten nicht zögern und uns im Lager befestigen. Die ganze Sache schien ernst zu werden.

Wir wählten die große, geräumige Kirche als Lager; alle Gabelfigkeiten, die für uns einen Wert hatten, wurden

Lebensmittel wurden hineingetragen. Wir hatten von der Skapregierung Gewehre und Munition erhalten, so daß alle bewaffnet werden konnten, und es mußten Schießübungen abgehalten werden. Während der Nacht lag neben jedem Bruder auf seinem Bett ein Gewehr.

Zwei Priester waren auf der Station. Schon morgens um 3 Uhr waren wir mit den heiligen Messen fertig; das Allerheiligste wurde konsumiert, so daß wir uns in der Kirche wie in einem wirklichen Lager oder in einer Festung bewegen konnten. Längs der Fenster wurden Gerüste aufgestellt; eine Seite der Kirche sollte von den anwesenden Engländern, die andere von uns Trappisten verteidigt werden. Die Schwestern hatten sich in ihrer Seitenkapelle verschanzt. Einige Brüder waren als Vorposten auf dem Turme und andere draußen im Freien. Das warer Tage und Nächte banger Erwartungen! Um die Kirche herum wurde ein starker Zaun von Stacheldraht hergestellt. Aber die Kaffern kamen nicht und die aufgestachelten Griqua's auch nicht.

Der hochw. Abt Franz schreibt in seiner Chronik darüber folgendes: „Die Emauser hatten bis am

Beim ersten Gerücht über den Aufstand waren uns die meisten Arbeiter weggelaufen. Nur von den Knaben versprochen zwei, als Tamborführer (Schwenleiter) um den doppelten Lohn zu bleiben, resp. nach Natal mitzugehen. Sobald aber aufgeladen war, verschwanden auch diese, und das war der Grund, daß nun zwei Schwestern den Schwenleiter machen mußten. Der Auszug fand also auf folgende Weise statt: zwei Brüder als Schwenreiber, zwei Schwestern als Schwenführer, eine Schwestern und ein Kaffers als Viehtreiber, vier Schwestern zu Fuß und der Abt zu Pferd. So bewegte sich langsam diese sonderbare Karawane in dem entsetzlichen Mor weiter. Eine Schwester verlor schon beim Durchwaten des ersten Baches eine Sandale. — Zum Glück deckte uns eine dichte Nebelwolke vor den Augen der benachbarten Kaffern.



Heidentinder vor der Zählmaschine.

21. Januar mittags noch nicht die Absicht, zu flüchten, sondern zu bleiben. Als aber von Lourdes selbst solche Nachrichten kamen und wir von keiner Seite weder Gewehre noch Munition erhalten konnten, entschlossen auch wir uns zur Fahrt Mariatal—Tropo—Natal. Rasch wurden die zwei Wagen mit den hauptsächlichsten Gütern und Habseligkeiten beladen. In zwei Stunden waren sie zum Abfahren gepackt. Aber während des Ausladens schon und nachher goß es vom Himmel wie es noch nie der Fall gewesen war seit 2½ Jahren meines Aufenthaltes in Emaus. Endlich, nach 4 Uhr nachmittags, konnten wir abfahren. — Mit beklommenem Herzen verließen wir unser liebes Heim, ungewiß, ob wir unsere Gebäulichkeiten nicht ausgeraubt oder gar niedergebrannt wiederfinden würden. Manche Sachen mußte man stehen lassen, weil sie sich in der kurzen Zeit nicht verpacken ließen. In Küche, Keller und Scheune blieb fast alles zurück.

Der Abt verkleidete sich als der „Johann“ oder Bediente der Schwestern und zog einen geringen Anzug an. Ueber seinen Bart hängte er ein blaues Tüchlein, das durch zwei Seitenstreifen über dem Kopfe befestigt war und ihn bis an den Mund reichte. Die zwei weißen Landwandstreifen über die Wangen und Ohren bedeckten ihn so, als ob er sie wegen Zahnschmerzen umgebunden hätte. Ein schlappiger, alter Filzhut fiel ihm tief ins Gesicht: herab. Als der Abt unmittelbar vor dem Weggehen sowohl das Ziborium als die Monstranz ihres heiligen Inhalts entleerte und ihn konsumierte, da gab es bei den Schwestern stille Tränen. Nur ein einziger Kaffern, unser treuer Paul, ließ sich herbei, allein im leeren Hause zu bleiben und es wenn möglich vor Dieben zu bewahren. Ihm fiel auch die Aufgabe zu, so manche Sachen, z. B. eiserne Werkzeuge und Gerätschaften, Fett u. dgl. in der Erde und im Gebüsch zu verbergen. Auf dem Marsche wurde nicht viel gesprochen. Ein

jedes hatte mit sich zu tun und so manches zu erwägen; Stoff war dazu in Hülle und Fülle vorhanden. Der Abt übersezte den Schwestern die Verse des Psalmes:

„Sie gehen und gehen weinend, und streuen ihre Samen, doch jauchzend kommen sie wieder, tragend ihre Garben.“
Ps. 125, 6.



Der neue Papst Benedikt XV.

Wegen des Nebels und teilweisen Regens wurde es früher als gewöhnlich dunkel. Jetzt wurde im Scheine eines spärlichen Laternenlichtes weiter marschiert. Was wir befürchtet hatten, trat ein; der kleine Zubogash (ein Bach) unweit des Umzimkuludorfes war hoch angeschwollen. Als die Vorposten des andern Ufers unser Licht sahen und unsere Stimmen hörten, wurden sie lebendig. Keine Schwester durfte es wagen, hinüber zu waten, auch der Abt getraute sich nicht, hinüber zu reiten, weil man bei dem spärlichen Lichte nicht sicher war, die „Drift“ zu finden. Da ließen sich die zwei wachhabenden Kaffern herbei, herüber zu kommen und die Schwestern auf ihre Pferde zu nehmen; aber dies taten sie erst nach einem ausdrücklichen Kontrakt von einem Shilling pro Kopf.

Damit waren wir noch nicht außer Sorgen, denn zwei Stunden vorher schon war uns eine Patrouille britischer Engländer begegnet, welche uns das Geheimnis mitteilte, daß diese Nacht das Umzimkuludorf, resp. der Magistrat und das Magazin angegriffen werden solle. — Als wir gegen 11 Uhr nachts im Hotel ankamen, trafen wir wirklich die ganze männliche Bevölkerung bewaffnet. Die Schwestern waren zu schmutzig, als daß sie es gewagt hätten, sich in die Betten zu legen; sie verlangten darum nur einen Raum, wo sie niederstehen könnten, aber auch ein Gefäß mit Wasser, um sich ihre Füße zu waschen. So kauerten sie während dieser Nacht in einer Stube, teils am Boden, teils auf spärlichen Decken. — Dem Abt trat ein guter Freund sein Bett ab, der ebenfalls, wie viele andere, neben einem geladenen Gewehr in diesem Hotel logierte. — Beim ersten Morgengrauen machte man sich schon auf, um rechtzeitig über die Brücke auf Natalufer zu gelangen. Die Gastwirtin verlangte nichts für die Nachtruhe; nachher aber soll sie sich über das Wasser, in dem die Schwestern ihre Füße gewaschen hatten, geäußert haben, es hätte eine Kaffeesfarbe angenommen.

Wie erfreut waren wir, als wir am Hügel des andern Ufers unsere Ochsenwagen sahen! Sie waren die Nacht hindurch gefahren, kamen um 3 Uhr morgens am Umzimkulu an und setzten sofort über die Brücke, um jenseits zu kampieren. Dort erwärmten wir unsere leeren Mägen mit einer Kaffee, denn seit gestern früh war unser Essen soviel wie nichts gewesen, da mittags niemand vor Aufregung essen konnte und man sich abends vor Ermüdung sofort niederlegte.

Die Reise bis Mariatal hatte nichts besonderes aufzuweisen. Circa 3 Uhr nachmittags kam der Abt mit seinen Fußgängerinnen an, die Brüder mit den Wagen erst um 8 Uhr abends. Unsere Brüder in Mariatal staunten nicht wenig über den hartlosen jungen Bruder, der die Ochsen führte und der sich dann als Schwester Laurentia entpuppte. Diese hatte nämlich Bruderkleider über ihren roten Schwesternhabit angezogen, um auf dem Wege weniger insulsiert zu werden, und ein breiter Filzhut bedeckte ziemlich ihr Angesicht. Es war der 22. Januar, ein Freitag, als wir unsere müden Glieder zur Ruhe legten.

Am andern Morgen meldeten sich dieselbe Schwester Laurentia und die kleine Schwester Edmunda (Nöchin) beim Abte und baten, wieder nach Emaus zurückreiten zu dürfen. Obwohl man es für waghalsig und teilweise vermessend hielt, sich dieser Gefahr auszusetzen, so erlaubte es der Abt sofort, weil er kalkulierte, einer Schwester werde nicht so leicht ein Leid zugefügt werden. Diese beiden Schwestern kamen um 3 Uhr nachmittags in Emaus an und fanden zu ihrer großen Freude alles,

samt dem Paul, unverfehrt. Was war das für ein Schnattern und Quaken und Gurren von den vielen Gänsen, Enten und Hennen, als sie das erstemal den roten Habit der Schwestern wiedersehen! Sogar die Schwestern liefen freudig grunzend herbei, um die Schwestern, ihre Ernährerinnen, zu begrüßen und zu complimentieren. — Der Sonntag verlief den Schwestern höchst karfreitagmäßig, ohne heilige Messe und ohne das Allerheiligste.

Dank der energischen Regierung wurde der Aufstand gleich im Entstehen unterdrückt, und wir konnten schon am folgenden Mittwoch, am 27. Januar, nach Emaus zurückkehren. Dieses Mal waren alle Schwestern beritten, und der „Johann“ hatte sich wieder in seinen Ordenshabit geworfen. — Wir kamen bei schönem Wetter nachmittags 3 Uhr in Emaus an, die Wagen aber am andern Morgen. In einer Stunde (es drohte ein Gewitter) war alles Gepäck im Hause geborgen und alles wieder in Ordnung gebracht.

Ein Ausflug nach dem Chiwiraberg.

Von Schw. Alfreda, C. P. S.
(Siehe Bild Seite 3.)

Triashill. — Der Chiwira ist der höchste Berg in der Umgebung von Triashill und bildet die nordwestliche Grenze unserer Farm. Am Pfingstmontag 1914, einem schönen, sonnigen Tag, machten wir mit allen unsern Schulkindern einen Ausflug dorthin. Es sollte ein schönes Kinderfest sein, an dem sich auf den Wunsch unseres Hochw. Paters Superior auch die Brüder und Schwestern beteiligten. Sogar unsere ehrwürdige Mutter Vikarin, die gerade zur Visitation hier weilte, wollte den Ausflug mitmachen.

Das Mittagsbrot wurde eine Stunde früher genommen als gewöhnlich, und kurz nach dem Angelus brachen wir auf. Die Schulknaben und jungen Vurschen, munter und flink wie sie sind, namentlich wo es gilt, ein Vergnügen mitzumachen, marschierten voraus, dann kamen unsere beiden Priester mit den Brüdern, darunter Bruder Simon und Bruder Cassian, die erst jüngst ihr Ordensjubiläum gefeiert hatten; ihnen folgten die Mädchen mit uns Schwestern und der ehrwürdigen Mutter Vikarin in der Mitte. War das eine Freude! Die Kinder jubelten und sangen und marschierten lustig bergauf und bergab. Die heiße Mittagssonne hinderte uns wenig; die Schwarzen sind an die heißen, warmen Sonnenstrahlen gewöhnt, und uns Schwestern schützten mächtige Hüte.

Doch der erste Eifer ließ bei uns Schwestern bald nach. Schon nach einer halben Stunde waren wir weit hinter den Knaben zurück, so daß P. Superior eine kleine Pause anordnete, damit der „Landsturm“ auch nachrücken könne. Dann ging's von neuem los. Wo ist denn der Chiwira? Unten in Triashill schien er so nahe, und jetzt, nachdem wir eine volle Stunde in anstrengendem Marsch auf dem Wege waren, war er gar nicht mehr zu sehen! Ei, der muß doch weit entfernt sein! Mutter Vikarin, die in der folgenden Nacht abreisen wollte, und Schwester Oberin machten kehrt, wir andern Schwestern marschierten hurtig weiter, um wenigstens noch die letzten Schulkinder einzuholen.

Da endlich kam der Chiwira wieder zum Vorschein! Bald darauf gelangten wir auf die Hochebene, welche demselben vorgelagert ist. Schon hier hatte man eine herrliche Aussicht. Ein steiler Bergkegel reichte sich neben